

Unterhaltungs = Blatt.

B e i l a g e

zur Preßburger = Zeitung No. 25.

Freitag, den 31. März 1826.

Historische Anekdote.

Maria von Cleve war 16 Jahr alt, von lieblicher Gestalt, eben so bescheiden als voller Grazie. An ihrem Hochzeitstage mit dem Prinzen von Condé bestand sie darauf, auf dem Balle nicht anders zu erscheinen, als im schlichten weißen Florleide, mit blaßrothen Bandschleifen. Die weiblichen Gäste hatten alle Künste der Gefallsucht aufgeboten; sie strahlten von Geschmeide, prangten in Stickereien und reichen Stoffen; Maria von Cleve trug keinen Schmuck, als die Unschuld ihrer Wangen, die Reinheit ihrer Augen, die Frische der Jugend und den Schmelz ihrer Zähne. Sie tanzte viel, fand sich endlich erhitzt und begab sich aus den Wolken und Dünsten des Ballsaals in ein Nebenzimmer, wo eine von den Frauen der Königin = Mutter ihr den von Schweiß geseuchteten Halskragen abnahm und mit einem frischen ersetzte. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als der Herzog von Anjou (nachheriger König von Frankreich, Heinrich III.), der ebenfalls viel getanzt hatte, zu seiner Mutter eintrat, um auszuruhen und sein Haar wieder in Ordnung zu bringen. Er trocknete sich mit dem ersten besten Tuche, das ihm unter die Hände fiel, den Schweiß; es

war — das Halstuch der fürstlichen Braut, und wirkte sympathetisch auf ihn. Denn er war nur so eben in den Tanzsaal zurückgekehrt, als er auf die Prinzessin den ersten Blick warf; sein Inneres bewegte sich; Staunen und Verwirrung wechselten mit der geheimen Empfindung ab; er konnte von dem geliebten Gegenstande die Augen nicht abwenden: und dieses Alles war um so merkwürdiger, da er in den 6 Tagen, seit welchen Maria am Hofe war, nur wenig auf sie geachtet hatte, und von ihren Reizen nichts weniger als eingenommen schien. Von diesem Augenblick an machten sie auf sein Herz einen eben so tiefen als bleibenden Eindruck. Er wurde zuvorkommend, war immer um sie, machte nur ihr den Hof, buhlte um jeden Blick, um jedes Wort, und folgte ihr, wie ihr Schatten. Als ihm, durch die Bemühungen seiner Mutter Catharina, die polnische Krone angeboten wurde, sah er jenes Reich als einen Verbannungs-Ort an; die Entfernung war in seinen Augen kein Mittel gegen seine Leidenschaft, sondern Del in seine Flamme. Er reisete ab, weil er mußte; sein Herz blieb zurück, und sein einziger Trost war sein Briefwechsel mit der jungen Herzogin. So oft er schrieb, stach er sich in den Finger, um mit seinem Blute zu schreiben. Am Tage, wo er Carl's IX. Tod erfuhr, besiegelte er auf eben diese Weise den Schwur: „Sie solle bald Königin von Frankreich und seine ewig geliebte Gattin werden.“ Er schmeichelte sich nämlich mit der süßen Hoffnung, es werde ihm ein Leichtes seyn, ihre Ehe mit dem Herzog von Condé zu trennen, weil dieser sich von der katholischen Kirche getrennt hatte. Sein Entschluß,

den er der Prinzessin gleich nach seiner Ankunft mündlich wiederholte, ward ihr verderblich; wenige Tage später wurde die Herzogin von einem unbekanntem heftigen Uebel ergriffen, daß sie im Frühling ihres Lebens fortraffte. Man war überall der Meinung, Catharina habe sie vergiften lassen. Heinrich's III. Verzweiflung läßt sich nicht beschreiben. Er brachte die ersten Tage, auf seinem Zimmer verschlossen, in Thränen und Wehklagen zu; und als er sich wieder öffentlich zeigen mußte, erschien er in tiefster Trauer; sein ganzer Anzug war mit kleinen schwarzen und weißen Todtenköpfen übersät; man fand sie auf den Schuhbändern, auf den Achselbändern überall. Souvray erhielt 6000 Franken, um diese Trauerzeichen auf seine Ärmel • Aufschläge zu sticken.

Die griechischen Brande.

Der Britte Emerson gibt in seinem unlängst erschienenen „Gemälde von Griechenland im Jahr 1825“ folgende Beschreibung dieser furchtbaren Feuerschiffe. „Es werden dazu gewöhnlich alte Schiffe gekauft. Die Einrichtung derselben ist sehr einfach, da nichts bezweckt wird als gänzliche Verbrennung. Die Rippen, der Kielraum und die Seiten des Schiffes werden zuerst mit Theer bestrichen und dann mit trockenem, in Pech und Delhesen getauchten, Heidekraute belegt und mit Schwefel bestreut. Längs dem Deck sind mehrere Lufenklappen angebracht und unter jeder steht ein kleines Pulverfaß, so daß im Augenblicke der Verbrennung jedes seine Luke ausschleudert, und in-

dem es die Flammen ausströmt, die zu schnelle Zerstörung des Deckes verhindert wird. Ein Zünder geht durch alle Theile des Schiffes, steht mit jedem Pulverfasse in Verbindung, läuft um das Deck und geht aus dem Fenster des Hintertheils. Ueber dem Deck ist jedes Tau und jede Segelstange mit Theer bestrichen, um die Flamme schnell den Segeln mitzutheilen, und am Ende jeder Kaa ist ein Haken angebracht, welcher, wenn er einmal an das Takelwerk des feindlichen Schiffes sich gehängt hat, das Entkommen beinahe unmöglich macht. Der Zünder wird, um Unfälle zu verhüten, erst in dem Augenblicke gelegt, wo man ihn gebrauchen will. Ist alles in Ordnung, der Wind günstig, und sind so viele Segel als möglich aufgezogen, um die Flammen zu verstärken, so steuert das Fahrzeug der feindlichen Linie entgegen, während die Mannschaft, gewöhnlich 25 bis 30, keinen andern Schutz hat, als sich hinter dem Kastell zu verbergen. Hat sich der Brander dem, zur Verbrennung bestimmten Schiffe genähert, so steigen Alle aus dem Hintertheile in ein dazu bestimmtes Boot hinab, das hohe Kanonenlagen und ein Paar kleine Drehbassen hat. Der Befehlshaber brennt den Zünder an, sobald das Fahrzeug mit dem feindlichen Schiffe in Berührung gekommen ist, jede Luke wird empor geschleudert, und in demselben Augenblicke verbreiten sich die Flammen vom Schiffsnabel bis zum Hintertheile, steigen zu den getheerten Thauen und Segeln hinan und ergreifen bald das feindliche Takelwerk. Man hat noch kein Beispiel, daß ein feindliches Schiff, einmal ergriffen, sich wieder losgemacht hätte. Die Tür-

fen haben eine solche Furcht vor den Brandern, daß sie selten Widerstand leisten. Wenn sie das Feuerschiff von fern kommen sehen, feuern sie einige Minuten unablässig, aber endlich, lange vorher ehe es an ihr Fahrzeug kommt, stürzen sie sich in's Meer, um die übrigen Schiffe zu erreichen, und kein Einziger bleibt auf dem angegriffenen Schiffe zurück, um die Rettung zu versuchen. Zuweilen werden von den andern Schiffen bewaffnete Böte ausgesandt, sie sind aber noch nie im Stande gewesen, die Annäherung des Branders zu verhüten, oder die Mannschaft zu fangen, während sie sich durch Flucht rettete. Brander werden in andern Ländern als verlorene Posten betrachtet; der Schrecken der Türken aber ist so groß, daß die Matrosen auf einem Brander selten verwundet werden und sehr selten einer umkommt. Sie werden jedoch, des gefährlichen Dienstes wegen, besser als andere Seeleute bezahlt, und bei jedem gelungenen Anschläge erhält jeder Brander eine Belohnung von 100 bis 150 Piaſter. Den Befehlshabern wurden gleichfalls oft Belohnungen angeboten, eben so oft aber ausgeschlagen, da sie, wie sie sagten, es für eine Schande hielten, für eine dem Vaterlande geleistete Pflicht eine Belohnung anzunehmen. Es sind dieser Tapfern etwa 30, und obgleich Viele sich ausgezeichnet haben, so hat doch der glänzende Ruhm eines Einzigen den Ruf der Uebrigen verdunkelt. Jedermann weiß, daß dieß Constantin Canaris ist. Unter mehreren, die eben so kühne und gelungene Unternehmungen ausgeführt haben, obgleich ihr Ruhm nicht so ausgebreitet ist, muß man Pepino nennen, der Canaris begleitete, als er das

Schiff des Kapudan Pascha's bei Scio verbrannte und neulich mit Georgio Potili und Alexander Dimana das glückliche Unternehmen bei Modon ausführte. Auch Georgio Caja Antoine, Anastasius Colloganni, Demetrius Raphaella, Johann Mondrosa haben sich durch ihren Heldenmuth bei Tenedos, Samos, Mytilan, Scio, Cos und Sandia ausgezeichnet.

Für Gartenfreunde.

Mittel, kleine Gartensämereien nicht zu dicht und nicht zu dünn zu säen. Man nimmt zum Aussäen der Gartensämereien blecherne Löffel, in der Form der Schaumlöffel in den Küchen. In diese Löffel läßt man größere oder kleinere Löcher machen, nach Verschiedenheit der Größe der Sämereien, und nun siebt man sie gleichsam auf das Land, wo man denn, wegen der regelmäßigen Vertheilung derselben, weit sicherer seyn kann, als beim Ausstreuen mit der Hand.

Spätreifende Baumfrüchte früher zur Reife zu bringen. Ein ungenannter Engländer schlug bereits vor mehreren Jahren vor: Spätreifende Baumfrüchte durch Einäugeln (Okuliren) derselben auf Stämme, welche frühreifende Früchte tragen, für kältere Gegenden zur Reifung zu bringen. So z. B. empfahl er auf frühzeitig Früchte tragende Apfelstämme spätreifende; eben so Birnen auf frühzeitige Sorten oder auf Quitten; auf eine frühe Weinsorte spätreifenden, feinen Wein; auf Apfelstämme Pomoranzen-Augen zu versetzen, um zu be-

wirken, daß solche Früchte, die ein milderer oder heißerer Klima heischen, als das unsere ist, um vollkommen zu reifen, bei uns ebenfalls zur gehörigen Reife kommen, und sich an unsere rauhere Witterung eher gewöhnen mögten, weil das öftere Aussäen fremder Gewächse und Fortpflanzen durch Samen nicht hinzureichen scheine, um an sehr milde Luft gewöhnte Pflanzen, bei uns einheimisch zu machen.

Heirathsgebrauch bei den Indianern.

Ein bejahrter nordamerikanischer Indianer, der mehrere Jahre lang viele seiner Tage unter den weißen Leuten zugebracht hatte, machte einst die Bemerkung, daß die Indianer es nicht nur weit leichter hätten, sich eine Frau zu nehmen als die Weißen, sondern auch dabei sicherer wären, eine gute zu bekommen. „Denn,“ — begann er in seinem gebrochenen Englisch — „Weißmann freit, freit — vielleicht ein ganzes Jahr lang — vielleicht zwei Jahre, ehe er heirathet. — Nun ja! kann sein, hat dann bekommen sehr gute Frau, kann seyn, nicht! kann seyn, sehr böse! Wie aber wärs nun eine Böse? Keift, sobald des Morgens erwacht! keift den ganzen Tag, keift bis schläft! — Alles eins! Er muß sie behalten. Weißmann hat Gesetz, darf seine Frau nicht wegwerfen, wenn sie auch noch so böse ist; muß sie immerfort behalten. — Ei, wie macht es Indianer? — Indianer, wenn er eine fleißige Dirne sieht, die er leiden kann, geht hin zu ihr, legt seine beiden Zeigefinger dicht neben einander — sieht Dirne in's Gesicht — sieht er sie lä-

Schiff des Kapudan Pascha's bei Scio verbrannte und neulich mit Georgio Potili und Alexander Dimana das glückliche Unternehmen bei Modon ausführte. Auch Georgio Caja Antoine, Anastasius Colloganni, Demetrius Raphaella, Johann Mondrosa haben sich durch ihren Heldenmuth bei Tenedos, Samos, Mytilan, Scio, Cos und Candia ausgezeichnet.

Für Gartenfreunde.

Mittel, kleine Gartensämereien nicht zu dicht und nicht zu dünn zu säen. Man nimmt zum Aussäen der Gartensämereien blecherne Löffel, in der Form der Schaumlöffel in den Küchen. In diese Löffel läßt man größere oder kleinere Löcher machen, nach Verschiedenheit der Größe der Sämereien, und nun siebt man sie gleichsam auf das Land, wo man denn, wegen der regelmäßigen Vertheilung derselben, weit sicherer seyn kann, als beim Ausstreuen mit der Hand.

Spätreifende Baumfrüchte früher zur Reife zu bringen. Ein ungenannter Engländer schlug bereits vor mehreren Jahren vor: Spätreifende Baumfrüchte durch Einäugeln (Okuliren) derselben auf Stämme, welche frühreifende Früchte tragen, für kältere Gegenden zur Reifung zu bringen. So z. B. empfahl er auf frühzeitig Früchte tragende Aepfelstämme spätreifende; eben so Birnen auf frühzeitige Sorten oder auf Quitten; auf eine frühe Weinsorte spätreifenden, feinen Wein; auf Aepfelstämme Pomoranzen-Augen zu versetzen, um zu be-

wirken, daß solche Früchte, die ein milderes oder heißeres Klima heischen, als das unsere ist, um vollkommen zu reifen, bei uns ebenfalls zur gehörigen Reife kommen, und sich an unsere rauhere Witterung eher gewöhnen mögten, weil das öftere Aussäen fremder Gewächse und Fortpflanzen durch Samen nicht hinzureichen scheine, um an sehr milde Luft gewöhnte Pflanzen, bei uns einheimisch zu machen.

Heirathsgebrauch bei den Indianern.

Ein bejahrter nordamerikanischer Indianer, der mehrere Jahre lang viele seiner Tage unter den weißen Leuten zugebracht hatte, machte einst die Bemerkung, daß die Indianer es nicht nur weit leichter hätten, sich eine Frau zu nehmen als die Weißen, sondern auch dabei sicherer wären, eine gute zu bekommen. „Denn,“ — begann er in seinem gebrochenen Englisch — „Weißmann freit, freit — vielleicht ein ganzes Jahr lang — vielleicht zwei Jahre, ehe er heirathet. — Nun ja! kann sein, hat dann bekommen sehr gute Frau, kann seyn, nicht! kann seyn, sehr böse! Wie aber wärs nun eine Böse? Reist, sobald des Morgens erwacht! reist den ganzen Tag, reist bis schläft! — Alles eins! Er muß sie behalten. Weißmann hat Gesetz, darf seine Frau nicht wegwerfen, wenn sie auch noch so böse ist; muß sie immerfort behalten. — Ei, wie macht es Indianer? — Indianer, wenn er eine fleißige Dirne sieht, die er leiden kann, geht hin zu ihr, legt seine beiden Zeigefinger dicht neben einander — sieht Dirne in's Gesicht — sieht er sie lä-

cheln, ist's eben so gut, als sagte sie ja! — So nimmt er sie mit sich nach Hause. — Keine Noth, böse seyn! Dirnchen weiß wohl, was Indianer thut, wenn es böse ist — es wegjagen und andere nehmen. — Dirnchen alles thun, dem Mann zu gefallen; er auch thun, was Dirnchen gefällt — leben glücklich! —

A n e k d o t e.

Die Herzogin von Malborough, eine vieljährige Freundin der Königin Anna, war allgemein als eine jähzornige und böse Frau bekannt. Der Herzog, ihr Gemahl, ward einst krank, und sein Arzt hatte ihm eine Medizin verordnet, welche ihm sehr zuwider war, und die er deswegen nicht hinunter schlucken wollte. Ungeduldig darüber, sagte die Herzogin mit Hestigkeit: „Nehmen Sie die Medizin! ich will gehangen werden, wenn sie nicht hilft.“ — Lord Sommers, der zugegen war, wandte sich nun zu dem Herzog, und sagte mit der größten Kaltblütigkeit: „Ja, nehmen Sie die Medizin! Sie sehen wohl, daß sie Ihnen auf die eine oder die andere Art heilsam sein kann.“

P a l i n d r o m.

Immer war ich, bin es noch, und werde immer
bleiben,
Bin dasselbe immer auch, mag man mich rück-
wärts schreiben.

Auflösung des Palindroms in Pro. 24.

B o r g — G r o b.
